

Flurnamen. Goldstein gibt Beiträge zu lexikalischen Studien über die Schriftsprache der „Lessingperiode“ (Sch.). Wunderlich handelt von den deutschen Mundarten in der Frankfurter Nationalversammlung (W II), Kehrbach von der Pflege der deutschen Sprache und Literatur am Philanthropin in Dessau (S.). Nur die Syntax ist leer ausgegangen.

Von den literarhistorischen Arbeiten allgemeinen Charakters ist wohl die wichtigste der Aufsatz von Voretzsch, das Merovingerepos und die franz. Helden-sage (S.): mit Entschiedenheit wird hier die Ansicht zurückgewiesen, dass überall, wo bei lateinischen Erzählern epische Vorstellung, poetischer Stil durchbricht, Heldenlieder zu Grunde liegen müssten, und die Bedeutung der prosaischen Sage für das Leben des Epos ins richtige Licht gestellt. Weiter nenne ich: H. Becker, Zur Alexandersage. Der Brief über die Wunder Indiens bei Johannes Hartlieb und Sebastian Münster (Sch.), Meisner, Die Freunde der Aufklärung. Geschichte der Berliner Mittwochsgesellschaft (W II). Mettin, Die ältesten deutschen Pilgerlieder (S.), Panzer, Personennamen aus dem höfischen Epos in Baiern (S.), Thureau, E. T. A. Hoffmanns Erzählungen in Frankreich (Sch.).

Zahlreich sind die Erörterungen zu einzelnen Schriftstellern und Denkmälern. Das Hildebrandslied behandeln Luft (W I) und sehr ausführlich Kauffmann (S.). K. trifft in seiner Verwerfung von Kögel's Aufstellungen und der Behauptung hochdeutscher Heimat mit Kraus zusammen; sehr eingehend wird der geschichtliche Hintergrund erörtert, aus dem das Gedicht zu begreifen ist; neu und sehr kühn ist die Annahme, dass Otacher und Hildebrandt identisch seien mit Sibeche und Heime. Die Bemerkungen von H. Kern zur Sprache Veldekes (S.) sind insofern bereits veraltet, als sie noch keine Rücksicht nehmen konnten auf meinen Nachweis von dem starken Einfluss der hochdeutschen auf die niederdeutsche Dichtung (Schriftsprache und Mundart S. 19). Zudem arbeitet K. mit unbewiesenen metrischen Voraussetzungen: Assonanzen wie *lof: buschop, rich: herlic* halte ich für ganz unmöglich. Einen starken Irrtum zeigt der Satz (S. 225): „das Reflexivum, welches in allen deutschen Mundarten von Alters her den Dativ durch den Accusativ *sik* ersetzt hatte“. Rosenhagen, Die Episode vom Raub der Königin in Hartmanns Poesie (S.) zeigt, dass französische Stoffe den deutschen Dichtern nicht bloss aus ihren unmittelbaren Quellen bekannt waren, gleich ein gutes Argument gegen Wechssler, die Quellen von Wolframs Parzival (S.), der die Benutzung eines Gralromans neben Chrestien für sehr wahrscheinlich hält, da fast alles, was Wolfram über Chrestien hinaus von Graal und Graalfamilie erzählt, ebenso bei Franzosen sich finde. Nebenher bemerkt, warum kümmert sich keiner der Kiot-Freunde um meinen Nachweis (Eneide Einl. S. 216), dass eine der Berufungen auf Kiot gerade da steht, wo Wolfram zweifellos Veldeke nachgeahmt hat? — Die Ueberlieferung Gottfrieds erörtert Maerold (Sch.), Elster das Verhältnis von Lorengel und Lohengrin (S.), Etzels Burg in den Nibelungen O. von Zingerle (W II). Eine ältere deutsche Synonymik wird von J. Meier herausgegeben und besprochen (S.). Fauststudien bietet Carsten (S.), das Verhältnis von Schillers Glocke zum griechischen Chorlied bespricht Hasse (Sch.), Kaiser Schillers geplante Schrift vom ästhetischen Umgang (W I), Fietkau, Die

drei Ausgaben von Rückerts Weisheit des Brahmanen (Sch.). Zu Cynewulfs Crist liefert Cook (S.), zu Caedmons Genesis Graz (Sch.), zu den York plays Holt-hausen (S.) kritische Beiträge.

Sehr beachtenswert sind die Erörterungen von Saran über die Metrik Otfrids (S.): Saran stellt fest, dass der Vers Otfrids ein Sprechvers war; direkte Verwandtschaft des ahd. Reimverses und des germanischen Alliterationsverses ist unmöglich; Otfrids Vers schliesst sich an den Vers des altgermanischen Liedes, von dem sich in vorhistorischen Zeiten die Alliterationspoesie abgelöst und immer weiter entfernt hatte. Von der Erwägung solcher Möglichkeiten ganz unberührt ist die Vertretung des alten Lachmannschen Standpunkts durch Kaluza's Aufsatz zur Betonungs- und Verslehre des Altenglischen (Sch.). Mit dem Versbau der Schnadahüpfeln beschäftigt sich Brenner (W II).

Von den Aufsätzen zur Altertumskunde ist der wichtigste der von G. Hempl, Wimmers Runenlehre (S.), der die zahlreichen Künsteleien und Unwahrscheinlichkeiten in Wimmers Auffassung in helles Licht stellt und seine Herleitung aus dem Lateinischen als völlig ungenügend erweist. M. E. muss überhaupt jede Theorie scheitern, die ihren Ausgang von einer nach der Weise des griech. lat. Alphabets angeordneten Buchstabenreihe nimmt. — Mit der germanischen Hundertschaft beschäftigt sich Bethge (W I), Schröder gibt Nachträge und berichtigende Zusammenfassungen über Marktkreuz und Rolandsbild (W II). — Die Sitte der Todtenbretter weist E. H. Meyer im Schwarzwald nach und hält es für möglich, dass sie aus Bayern, dem hauptsächlichsten Verbreitungsgebiet, eingewandert sind (W II). Märchen aus Lobenfeld erzählt F. Pfaff (W II), vom Schwertanz der Siebenbürger Sachsen berichtet Witstock (S.). R. Kautzsch gibt eine Notiz über einige elsässische Bilderhandschriften aus dem ersten Viertel des 15. Jahrh.

Schliesslich erwähne ich die Erinnerungen an Oskar Erdmann, die Arthur Ludwig bietet; ob diesem ein Urteil zusteht über die Berechtigung der Angriffe, die Erdmanns Syntax erfahren hat, möchte ich doch einigermaßen bezweifeln.

Rottach am Tegernsee.

O. Behaghel.

**K. Brugmann und Berthold Delbrück, Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen.** Erster Band. Einleitung und Lautlehre von K. Brugmann. Erste Hälfte. Zweite Bearbeitung. Strassburg, Trübner. XL, 622 S. 8°.

Brugmanns Werk ist in mancher Beziehung ein ganz neues Buch geworden; überall aber ist es durch umfassende Verwertung der neueren und neuesten Forschung, wie durch die selbständige Arbeit des Verfassers ausgebaut und bereichert worden, so dass uns dieser auch jetzt wieder zum allerlebhaftesten Danke verpflichtet hat. Ganz neu sind die phonetischen Vorbemerkungen. Von Grund aus umgestaltet sind z. B. die Erwägungen über die Ursprache und die Verzweigungen des Indogermanischen und die Lehre vom Ablaut. Von Dingen, die den Germanisten insbesondere angehen, hebe ich u. a. die Behandlung der unbetonten Vokale hervor, sowie die Darstellung von *jj* und *ww*, deren Auffassung enge mit der Annahme einer ostgermanischen Spracheinheit zusammenhängt. Brugmann vertritt die Ansicht, dass diese Doppelungen nicht erst unter bestimmten Betonungs-

verhältnissen aus dem einfachen Laut hervorgegangen seien, sondern dass die Doppelkonsonanz etymologische Begründung besitze. Damit ist die letzte Stütze gefallen, an die sich Manche noch anklammern bei der Behauptung, dass Skandinavisch und Gotisch ursprünglich eine engere Einheit gebildet hätten.

In den allgemeinen Betrachtungen über die Verwandtschaftsverhältnisse steht Br. den Anschauungen Kretschmers (Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache) näher, als mir erlaubt scheint. Wenn z. B. Br. meint, die Uebereinstimmung des Keltischen mit dem Italischen in der Bildung des Mediopassivs mit *r* rühre daher, dass die beiden Völker eine Zeit lang neben einander gewesen und Neuerungen sich von einem Volk auf das andere übertragen hätten, so fehlt uns dafür vorläufig der rechte Glaube; mindestens möchte ich wünschen, dass aus geschichtlichen Zeiten ein Beispiel beigebracht würde für derartige Verpflanzung flexivischer Eigentümlichkeiten; die Geschichte des niederdeutschen Plural -s liegt doch anders.

Das Ostfränkische wird noch zum Mitteldutschen gerechnet; hat Brugmann bestimmte Gründe, sich gegen Wrede zu entscheiden, oder hängt es damit zusammen, dass dessen Ansicht, die es zum Oberdeutschen stellt, noch in keine Gesamtdarstellung Aufnahme gefunden hatte?

S. 24 ist das „südwestliche Gebiet der Alemannen“, dessen Sprache für das Jahr 1000 ermittelt werden könne, doch wohl ein Schreibfehler für das „südöstliche“. Giessen. O. Behagel.

**C. Borchling, Der jüngere Titurel und sein Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach.** Am 29. Mai 1895 von der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen gekrönte Preisschrift. Göttingen 1897. IV. 188 S. 80.

Man wird gegen die vorliegende Abhandlung leicht den principiellen Einwand erheben können, dass sie verfrüht komme, da die notwendigste Arbeit, die am jüngeren Titurel zu machen ist, doch wohl die Herstellung einer kritischen Ausgabe sein dürfte, die ihrerseits erst die gesicherte Grundlage für weitere Untersuchungen zu liefern hätte. Aber die Arbeit ist, angeregt durch eine Preisaufgabe der Göttinger philosophischen Fakultät, einmal gemacht und da sie mit viel Umsicht und Sorgfalt ausgeführt ist, darf man sich ihrer auch so erfreuen. B. befand sich, obwohl er nur den alten Druck und Hahns „Ausgabe“ benützt hat, dabei doch insofern noch in einer günstigen Lage, als diese beiden Repräsentanten der zwei Handschriftenklassen sind, in die bekanntlich die Ueberlieferung der Dichtung sich scheiden lässt, und so doch eine fortlaufende Kontrolle und für zweifelhafte Fälle annähernde Reconstruction des Ursprünglichen möglich war. Recht wünschenswert freilich und nicht zu schwierig wäre es gewesen, wenn B. wenigstens noch die sog. ältere Heidelberger Hs. (Zarnkes *H.*), die diesen zwei Gruppen gegenüber eine selbständige Stellung einnimmt, herangezogen hätte.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile, deren erster sich mit der stofflichen Abhängigkeit des j. Tit. von Wolfram befasst. Es bestand wohl schon lange unter den Fachgenossen kein Zweifel mehr, dass der j. Tit. trotz seiner gegenteiligen Versicherungen keineswegs eine Bearbeitung des Kiot sei, dieses literarischen Gespenstes, das trotz aller Exorcismen immer wieder umgeht, aber es ist doch angenehm, das durch eine saubere Untersuchung für alle Einzelheiten nachgewiesen zu sehen.

In der That haben Wolframs Parzival und Titurel (und teilweise auch der Willehalm) Albrecht den weit überwiegenden Teil seines Stoffes und jedenfalls durchweg die Grundlage für sein weitschichtiges Epos geliefert. „*Swaaz Parzival dá birget daz wirt ze lichte bráht an vachelzünden*“: an dies Programm hat er sich ehrlich gehalten, die geringsten Andeutungen sorgfältig verwertet und nur zu oft geschmacklos breitgetreten. So sehr er sich gegen einen solchen Vorwurf verwahrt, er macht doch auf lange Strecken nur „*zwo rede úz einer*“, und der ganze Parzival zieht, durch das Medium seines Geistes wunderlich gebrochen, noch einmal an uns vorüber. Vielfach vollzieht sich die Entlehnung aus Wolfram auch in der Weise, dass Wolframische Motive auf andere Personen und Situationen übertragen werden; auf diese Art wird namentlich der Willehalm ausgenützt.

Was Albrecht zu dem von Wolfram übernommenen Stoffe hinzugetan hat, ist verhältnismässig gering und auch das Wenige hat er fast immer anderswoher, besonders aus deutschen höfischen Epen entlehnt. Wo er einmal wirklich auf eigene Erfindung angewiesen ist, zeigt sich diese herzlich unbedeutend; am ehesten mag noch seine Dispositionskunst Anerkennung verdienen. B. bemüht sich in diesem Abschnitte, mehr gebend als sein Titel besagt, für alle Zutaten zu Wolfram (Abweichungen sind nur da vorhanden, wo anderweitig entnommene Berichte mit Wolframs Angaben verschmolzen sind) die Quellen aufzuzeigen und tut dies mit anerkennenswerter Umsicht und Belesenheit. Allerdings ist von ihm noch nicht alles für eine solche Untersuchung Notwendige geschehen, denn einmal hat B. die so zahlreichen gelehrten Excurse besonders theologischer Natur, die der Dichtung ihr eigentümliches Gepräge geben, da sich in ihnen des Dichters krause Art am freiesten entfaltet, ganz bei Seite gelassen, und dann gibt es wohl auch zu seiner Untersuchung des eigentlichen Aventiurenstoffes noch manches nachzutragen. Auf einige Punkte sei kurz hingewiesen.

Eine Lücke in B.'s Arbeit überhaupt bedeutet es, dass er nirgends Stellung zu der Frage genommen hat, ob der Dichter des j. Tit. denn nicht noch andere Werke verfasst habe. Da B. immer nur von „Albrecht“ spricht, muss man wohl *ex silentio* schliessen, dass er sich in verneinendem Sinne entschieden habe: hoffentlich auf Grund eigener Forschung; denn dass Spillers Aufstellungen gerade in ihrem Ausgangs- und Cardinalpunkte mit befremdender Flüchtigkeit vorgenommen waren, musste jeder, der den j. Tit. bloss gelesen hat, erkennen. Es ist das durch Hamburger genügend dargelegt und seinen Ausführungen liesse sich noch manches hinzufügen, wie denn noch niemand bemerkt zu haben scheint, dass der Ausdruck 'Ehrenhof', mit dem Fuetrer den j. Tit. bezeichnet, aus dem Gedichte selbst genommen ist, Hahn 4460. Die Frage ist eben gar nicht die, ob Fuetrer Albrecht von Scharfenberg für den Verfasser des j. Tit. gehalten habe, denn das ist vollkommen sicher, sondern vielmehr, ob seine Identifizierung des Tituredichters, der sich selbst nur Albrecht nennt, mit dem Verfasser des Merlin und Seifrid de Ardemont, als welchen Fuetrer Albrecht von Scharfenberg kannte, berechtigt ist. Diese Frage ist freilich nur auf Grund einer eingehenden Untersuchung zu entscheiden<sup>1</sup>, aber es ist klar, dass

<sup>1</sup> Solche habe ich seit längerem angestellt und hoffe sie bald mit den Texten zusammen vorlegen zu können.